

# **Die Zeit – Wissen : Darmspiegelung mit Musik**

Die Zeit, Hamburg, Germany  
Die Zeit, Hamburg, Germany

# DIE ZEIT

Darmspiegelung mit Musik

Sanfte Melodien im Behandlungsraum helfen dem Patienten – sofern sie sorgfältig für ihn ausgewählt sind.

Von Wolfram Goertz

Johann Sebastian Bach war ein Tausendsassa, auch in der Medizin kannte er sich aus. Seine *Goldberg-Variationen*, ein riesiger Zyklus für Cembalo, sind ein musikalisches Beruhigungsmittel, komponiert für den schlaflosen russischen Gesandten am Dresdner Hof, Graf Hermann Carl von Keyserlingk, der vermutlich an Tinnitus litt. Das tönende Medikament maskierte die Geräusche im Ohr und besänftigte den Mandelkern, das Angst- und Emotionszentrum im Gehirn. Und weil stets nur das einsame Cembalo zirpte, wurde der Klangreiz dem Grafen mit der Zeit vertrauter, schwächer, nebensächlicher. Bach, neurobiologisch gewieft, wusste also, dass sich bei seinem Hörer das Phänomen der Habituation einstellen würde.

Die schöne Literatur ist voller Belege dafür, wie Musik Blutungen stillt, Schmerzen dämpft, Müde weckt, Wache einschläfert oder zu den vermeintlich toten Zonen von Hirnkranken vordringt. Musik als Medizin funktioniert das wirklich? Viele Ärzte, Psychologen und Pädagogen sind davon überzeugt und setzen sie immer häufiger zur Therapie ein. Türkische Urologen nutzen sie, wenn sie Nierensteine zertrümmern, Augenchirurgen in New York nutzen sie bei Star-Operationen, Anästhesisten in Montreal bei chirurgischen Eingriffen mit Spinalanästhesie. In Los Angeles fühlen Brustkrebspatientinnen sich wohler, wenn sie bei einer Feinnadel-Biopsie Musik hören.

Knapp 150 internationale Studien, die den günstigen Einfluss von Musik belegen, sind im Internet unter [www.pubmed.gov](http://www.pubmed.gov) zu finden. Manche dieser Studien sind sehr klein in der Stichprobengröße, dann fehlt ihnen die statistische Power. Aussagemächtige Metastudien fehlen bislang. Immerhin summieren sich die Einzelbefunde zu einem glaubwürdigen Gesamtbild.

Sie beschreiben vor allem die Wirkung von Musik auf das vegetative Nervensystem, auf Schmerztoleranz und Stressminderung. So teilten Mediziner des Münchner Universitätsklinikums Innenstadt 146 Patienten, die für eine Darmspiegelung vorgesehen waren, in zwei Gruppen auf: Die eine bekam entspannende Musik zu hören, die andere nicht. Die Patienten der Musikgruppe verbrauchten weniger Schmerzmittel, zudem war bei ihnen die Untersuchung rascher beendet als in der Kontrollgruppe.

Richtige Beschallung senkt den Gebrauch von Schmerzmitteln

Was bewirkt Musik als Medizin im Menschen? Ralph Spintge, Anästhesist am Sportkrankenhaus Lüdenscheid, hat nicht nur ein Standardwerk über »Musik-Medizin« veröffentlicht – sie ist seine Lebensaufgabe. Den Impuls dazu gab professionelle Unzufriedenheit: »Wir konnten gegen den Stress und die Angst der Patienten während einer Untersuchung nicht viel mehr tun, als ihnen Medikamente zu geben, und fragten uns, ob das nicht auch anders geht.« Seit über zwanzig Jahren setzt Spintge Musik bei Operationen ein.

Tausende von Patienten hat er beschallt und die angst- und schmerzlösende Wirkung von Musik dokumentiert. Bei richtiger Anwendung könne Musik Patienten physiologisch systematisch herunterfahren. »Herzfrequenz, Blutdruck und Atmung normalisieren sich, der Stresshormonspiegel im Blut sinkt, ebenso die Muskelspannung«, sagt Spintge. Der Effekt zeigt sich in einem deutlich gesunkenen Schmerzmittelverbrauch. Eine willkürliche Beschallung der Patienten mit eilig aus dem Regal gepflückter Musik lehnt Spintge allerdings ab. »Wir haben Musik aus zehn Kategorien zur Wahl. Da ist für jeden Geschmack etwas dabei.« Von der »Lieblingsmusik«, die sich der Patient selbst mit in den OP bringt, hält er indes nichts: »Lieblingsmusik lieben wir ja deshalb, weil sie Gänsehaut verursacht und den Puls erhöht. Das tut sie auch im

## Die Zeit – Wissen : Darmspiegelung mit Musik

Krankenhaus. Solche Effekte wollen wir aber vermeiden.« Zudem kann es passieren, dass die Lieblingsmusik nach einem Eingriff mit schlechtem Befund emotional negativ »besetzt« wird. Solche Abwegre psychologische Wirkung möchte man dem Patienten ersparen. Gleichwohl empfehlen die Informationsblätter mancher Krankenhäuser werdenden Müttern: »Bringen Sie Ihre Lieblings-CDs mit!«

Dass nicht jede Musik im Krankenhaus günstig wirkt, wissen vor allem die Musikpsychologen. Einen von ihnen sollte vielleicht jener Chefarzt konsultieren, der zur Untermalung von Magenspiegelungen vorzugsweise Mozart-Klavierkonzerte auflegt. Nicht immer gut, sagt Christoph Louven. Er lehrt Musikwissenschaften an der Universität Eichstätt und warnt vor einem naiven Glauben an den »Mozart-Effekt« und die landläufige Überzeugung, dass Mozarts Musik jedem gefalle und deshalb zwangsläufig Heilwirkung entfalte: »Das Gefallensurteil hat stark mit unserem Erfahrungsschatz zu tun. Gewiss ist Mozart der Inbegriff der Ausgewogenheit. Wer ihn aber aus irgendwelchen biografischen Gründen nicht mag, dem wird er auch im Krankenhaus keine therapeutische Hilfe sein.«

Also lieber Entspannungsmusik à la Wellness-Oase? Lieber New Age als den alten Bach? Das glaubten Kardiologen des Zentralklinikums Suhl (Thüringen) und Musiktherapeuten der Fachhochschule Heidelberg, die Patienten bei Herzkatheter-Untersuchungen per Kopfhörer beschallten. Eine Kontrollgruppe bekam keine Musik. Hinterher wurden Blutdruck, Herzfrequenz, Cortisol, Immunglobulin A sowie Ergebnisse psychologischer Fragebögen ausgewertet. Ergebnis: Die physiologischen Werte waren in den Gruppen relativ nahe beieinander. Nur die psychologischen Vorher-nachher-Erhebungen zeigten eine merkliche Stressminderung, vor allem bei ängstlichen Patienten.

Doch lag es wirklich an der Musik? Womöglich wurde dem Patienten durch die Musik bloß Zuwendung signalisiert ein wenig Menschlichkeit im sterilen Krankenhausalltag, die er hinterher im Fragebogen dankbar mit hohen Punkten bedachte. Tatsächlich hat die Studie einen methodischen Schwachpunkt: Die Patienten bekamen eine Komposition namens *Entspannung* von Markus Rummel zu hören. Doch verschweigt die Publikation zur Studie, dass das kurze, am Computer generierte Opus für die Dauer der Untersuchung auf »Repeat« gestellt war. »Eine Schnapsidee«, findet Klaus-Ernst Behne, der langjährige Präsident der Musikhochschule Hannover. »Musikalisch empfindsame Menschen fallen bei solch einer absurden Dauerwiederholung wohl eher vom OP-Tisch.« Behne, der Wirkung und Wirkungslosigkeit von Musik im Alltag ausgiebig erforscht hat, plädiert für eine viel differenziertere Beschallung: »Man muss wissen, wo der Patient musikalisch zu Hause ist.«

Der Dortmunder Musikpsychologe Günther Rötter glaubt, dass Musik die Schmerztoleranz nur geringfügig beeinflusst. Er ließ Probanden Musik hören, während er ihre Arme schmerzhaft mit Infrarotlampen bestrahlte. Jene Opfer, die vertraute oder gar keine Musik hörten, wirkten weniger empfindlich als die Teilnehmer, die ihnen unbekannte Musik hörten. Rötter erklärt das so: »Wenn man in einer unangenehmen Situation Musik hört, die man sich nicht selbst ausgesucht hat, hat man ein Gefühl von Kontrollverlust.« Auch dieser Befund lässt sich nicht verallgemeinern, denn er entstand im angstfreien Labor. Aber er sollte in jenen Intensivstationen an der Wand hängen, in denen wehrlose Patienten mit lärmend-hektischen Radioprogrammen beschallt werden, die vor allem das Pflegepersonal gern hört.

Auf dem Markt der Musikheilkundler tummeln sich auch dubiose Existenzen

In Zeiten, da Kliniken um die Patienten als ihre Kundschaft buhlen, werden musikpsychologische und -therapeutische Vorschläge von Verwaltungsleitern und Chefarzten oft lauthals begrüßt: Prima fürs Image. Doch bei der Einrichtung spezieller Planstellen für Musiktherapie zögern sie was mit der ungeklärten Frage zusammenhängt, wie die Qualifikation eines musikheilkundigen Mitarbeiters zu messen wäre. Die Zurückhaltung ist begründet: Auf dem Markt tummeln sich diverse selbst ernannte Klangtherapeuten zweifelhafter Kompetenz bessere Discjockeys, die genügend langsame Musik im Plattenschrank haben. Oder die über großes Selbstbewusstsein verfügen wie Peter Hübner, der selbst ernannte »Schöpfer der Medizinischen Resonanz Therapie Musik«. Glaubt man seinem wuchtigen Internet-Auftritt, kann Hübner beinahe alle und alles heilen, seine Musik wirkt laut Eigenwerbung in der Gynäkologie und der HNO-Heilkunde, bei Migräne und Multipler Sklerose. Gern lässt sich Hübner die medizinische Wirksamkeit

## Die Zeit – Wissen : Darmspiegelung mit Musik

seiner Kompositionen von Ärzten aus Weißrussland bestätigen.

Auch auf die Ärzte selbst können Wohlklänge an ihrem Arbeitsplatz angenehm wirken. Der musikbegeisterte Düsseldorfer Gefäßmediziner Christoph Ploenes beobachtet an sich: »Wenn die Patienten wegen der Musik entspannt auf dem Tisch liegen, arbeitet es sich für mich viel leichter.« Ploenes weiß, dass Musik dem weißkalten Klinikraum etwas Behagliches und Privates zu geben vermag – vor allem, wenn er die Musik gemeinsam mit dem Patienten ausgesucht hat.

Bachs *Goldberg-Variationen*, an denen einst der Graf von Keyserlingk genas, erschallten auch während eines jüngeren Höhepunkts der Medizingeschichte: Als Christiaan Barnard 1967 in Kapstadt das erste menschliche Herz verpflanzte, lief im OP ein Kassettenrekorder mit Bachs Meisterwerk. Es spielte der Pianist Glenn Gould in atemberaubendem Tempo. Barnards Hand, so erinnerte sich ein Assistent, sei völlig ruhig gewesen.

104

***DIE ZEIT, 04.01.2007 Nr. 02***

02/2007